

Bernhard Grom SJ

Natur erleben

Zur Wiederentdeckung einer psychischen Ressource

Frage Bertolt Brecht 1938 angesichts der faschistischen Unterdrückung in Europa: „Was sind das für Zeiten, wo / Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist / Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!“¹, so bemerkte 1976, nach dem Ölschock, nach dem Warnruf des Club of Rome und als Reflexion über eine Platane, die zur Schaffung von Parkplätzen gefällt worden war, Walter Helmut Fritz: „Inzwischen ist es fast / zu einem Verbrechen geworden, / nicht über Bäume zu sprechen, / ihre Wurzeln, / den Wind, die Vögel / die sich in ihnen niederlassen, / den Frieden, an den sie uns erinnern.“² Zunächst hat die Begeisterung für den wissenschaftlich-technischen Fortschritt, dann der Glaube an die politische Machbarkeit des Glücks alle Aufmerksamkeit auf das Schaffen des Menschen gelenkt und das Nachdenken über das Erleben der Natur als Realitätsflucht verdächtigt, doch wird dieses Thema seit einigen Jahren auch von der intellektuellen Publizistik wieder zögernd akzeptiert. Das geschärfte ökologische Problembewußtsein hat die Erkenntnis gefördert, daß wir mit der Zerstörung der Umwelt nicht nur unsere biologischen, sondern auch unsere emotionalen und geistigen Lebensgrundlagen vernichten würden und daß positives Naturerleben zur Erhaltung der Natur motivieren kann. Doch hat das Naturerleben nicht unabhängig davon seinen Eigenwert? Ist es nicht – mit allen individuellen Unterschieden – eine bedeutende psychische Ressource der Bevölkerung, die deshalb wissenschaftliches Interesse und pädagogische Förderung verdient?

Daran ist kaum zu zweifeln, bezeichnen doch 65 Prozent der Erwachsenen und 41 Prozent der Jugendlichen in Westdeutschland den Gang in den Garten oder in die Natur als häufige oder sehr häufige Hilfe zur Erholung und Entspannung³. Und auf die Frage „Welche der genannten Dinge wurden von Ihnen in letzter Zeit bewußt als schön empfunden?“ nennen die Westdeutschen überwiegend Naturgegenstände, nämlich gepflegte Gärten, große alte Bäume, alte Häuser, die eigene Wohnungseinrichtung, einen Sonnenuntergang, einen Blumenstrauß und die Landschaft hier – vor den typischen Zivilisationsprodukten Schaufersterauslage, teure Autos, moderne Gebäude und moderne Kunst⁴. Doch Erholung und Entspannung auf der einen und das Erleben von etwas Schönerem auf der anderen Seite – sind das nicht zwei verschiedene Erfahrungen? In der Tat sollte man bei dem, was hier als Naturerleben bezeichnet wird, zwei grundle-

gende Komponenten unterscheiden (aber auch zusammensehen): Die weitgehend unmittelbar erlebte psychosomatische Erfahrung von Streßabbau und körperlich-seelischem Wohlbefinden und die eher bewußte, ästhetische Wahrnehmung von Schönerem, Interessanterem und Gewaltigem oder von dessen Gegenteil.

In der neueren Wissenschaftsgeschichte hat die im 18. Jahrhundert entstandene philosophische Ästhetik, soweit sie sich über das Kunstschöne hinaus auch mit dem Naturschönen befaßte, ausschließlich die ästhetische Komponente des Naturerlebens reflektiert, leider bis heute unter Verzicht auf die Beiträge der psychologischen Ästhetik⁵. Die Umweltpsychologie (environmental psychology), die – nimmt man Willy Hellpachs Pionierwerk „Geopsyche“ aus – erst vor etwa 30 Jahren begann, befaßte sich zunächst nur mit den Wechselbeziehungen des Menschen mit der zivilisatorischen Umwelt, das heißt mit der Wohnlage, dem Arbeitsplatz, der Schule und den Freizeitmöglichkeiten, und vermengte, als sie endlich auch die Beziehung zur natürlichen Umwelt untersuchte, lange Zeit die ästhetische mit der psychosomatischen Fragestellung. Die neueren Veröffentlichungen unterscheiden da klarer, ohne jedoch einen Blick auf die philosophische Naturästhetik zu werfen. Was läßt sich nun aus der Sicht beider Wissenschaftszweige zur Bedeutung und zu den Bedingungen des Naturerlebens feststellen?

Die psychosomatische Chance: Erholung und „Lichttherapie“

Zwar ist die Umweltpsychologie noch mehr Knospe als Blüte⁶, doch kann folgendes als erwiesen gelten: Obwohl in der Natur, wie sie in westlichen Industriegesellschaften aufgesucht und erlebt wird, manches angsterregend, abstoßend, traurig oder einfach langweilig wirken kann, werden die Kontakte mit ihr überwiegend positiv als Erholung und Stimmungsaufhellung erfahren.

Der Schwede Roger Ulrich untersuchte Krankenhauspatienten, die das gleiche Geschlecht und etwa das gleiche Alter hatten und an ähnlichen Beschwerden litten, aber in Zimmern mit verschiedener Aussicht untergebracht waren⁷. Diejenigen, die auf eine Baumgruppe vor dem Fenster sehen konnten, brauchten weniger Schmerzmittel, riefen seltener nach dem Pflegepersonal und wurden eher als gesund entlassen als die, die nur eine braune Backsteinwand vor sich sahen. Wirkt der Kontakt mit der Natur also heilend? Dies zu folgern wäre übertrieben, wohl aber ist anzunehmen, daß er körperliche und seelische Heilungsprozesse unterstützt und dem Gesunden Erholung gewährleistet.

Nun kann man Erholung aber auch in der eigenen Wohnung oder auf einem Stadtbummel suchen. Bietet das Erleben der Natur demgegenüber eine besondere Erholungschance? Dazu hat Roger Ulrich mehrere Experimente durchgeführt⁸. So zeigte er 120 Personen zuerst einen Film, der Streß erzeugte, und dann farbige Videoaufnahmen von sechs verschiedenen Natur- bzw. Stadtszenen, beispiels-

weise ein grünes Tal oder eine belebte Fußgängerzone. Die Stimmung, die die Teilnehmer angaben, aber auch die Messungen von Herzschlag, Muskelspannung und Hautwiderstand wiesen darauf hin, daß sie wirksamer Streß abbauen konnten, wenn sie natürliche als wenn sie städtische Szenen sahen. Der Entspannungsvorsprung beruht nicht auf der Faszination, das heißt auf der gesteigerten unwillkürlichen Aufmerksamkeit, denn diese war auch bei den Stadtszenen sehr hoch; entscheidend wird sein, daß die Naturszenen eine positive Bedeutung haben.

Bei einem weiteren Versuch maß Ulrich auch die Alphawellen des Gehirns. Er zeigte seinen Versuchspersonen Farbdias von Naturszenen mit Vegetation, von Naturszenen mit Wasser und von Stadtgegenden ohne Wasser und Grün. Die drei Dia-Reihen waren hinsichtlich ihres Abwechslungsreichtums und ihres Informationsgrads gleich. Die Alphawellen waren nun eindeutig stärker ausgeprägt, wenn die Betrachter Bilder mit Vegetation und vor allem mit Wasser sahen, als wenn sie städtisches Ambiente erblickten, und zwar unabhängig davon, ob sie auf dem Land oder in der Stadt aufgewachsen waren. Das Auftreten von Alphawellen weist darauf hin, daß bereits die Betrachtung von Natur in Dias eine wache und erholsame Entspannung und Aufmerksamkeit fördern kann, wie sie in der Meditation erlebt wird.

Worauf beruht diese Wirkung? Autoren wie J. D. Balling, J. H. Falk, G. H. Orians und D. M. Woodcock gehen von der Beobachtung aus, daß in vielen sogenannten Präferenzuntersuchungen eine Mehrheit der Befragten eine Vorliebe äußern für Landschaften mit überschaubaren Grasflächen und hohen Einzelbäumen, Baumreihen oder Hochstaudenfluren, die sie gliedern und säumen, und daß Grundschüler dies ausgeprägter tun als ältere Menschen. Sie vermuten, diese Vorliebe sei eine landschaftsbezogene Prägung aus der Frühzeit, wo die gerade entstandene Menschheit in den ostafrikanischen Savannen lebte und eine solche Gegend als sicher und für sie geeignet erfuhr. Wenn diese Reaktion durch das Leben in anderen Gegenden sowie durch persönliche Erfahrungen auch längst überlagert ist, könnte sie doch noch als Neigung wirken, savannenähnliche Landschaften unwillkürlich als menschenfreundlich und angenehm zu empfinden. Russ Parsons ergänzt diese Erklärung durch folgende streßtheoretische Annahme⁹. In städtischer Umgebung, meint er, sind wir, auch wenn wir deren Vorteile schätzen, jeden Tag Stressoren ausgesetzt. Wir nehmen sie zwar nur noch in dramatischen Fällen von Lärmbelästigung, dichten Menschenmassen oder Luftverschmutzung bewußt wahr, doch belasten sie uns trotzdem. Darum verbinden wir den Anblick von Stadtszenen unwillkürlich mit Streß, während der Anblick von Wiesen und Baumgruppen unsere angeborenen Wahrnehmungsmechanismen aktiviert, den Eindruck angenehmer Wohnbarkeit erweckt und zur Erholung einlädt.

Darüber hinaus wird man aber auch die neurophysiologische Tatsache berücksichtigen müssen, daß Licht die Aufrechterhaltung einer angenehmen Stimmungslage gewährleistet. Dies zeigt sich besonders deutlich bei den sogenannten

Winterdepressionen, die manchem zwischen Oktober und April zu schaffen machen. Bei vielen dieser saisonalen Störungen, aber auch bei anderen Depressionen kann eine „Lichttherapie“ helfen. In ihr setzt sich der Patient eine Woche lang täglich für eine bis zwei Stunden vor einen Kasten mit mehreren Leuchtstoffröhren, die alle Bestandteile natürlichen Lichts ausstrahlen. Die euphorisierende Wirkung mag auf verschiedenen Faktoren beruhen, die noch unbekannt sind, doch ist einer von ihnen sicher die Steigerung des Serotonins in Körper und Gehirn¹⁰. Dies könnte erklären, warum auch Menschen die Sonne suchen und bleischwere Novembertage als bedrückend empfinden, die keine Hautbräune wollen. Es macht auch verständlich, warum wir helle Farben wie Gelb und Rot als anregend und gefühlsmäßig warm empfinden. Blau und Grün, die in der Natur häufigsten Farben, haben wohl den Vorteil, daß sie uns das Sonnenlicht in angenehmer Dosierung (zwischen Reizüberflutung und Reizmangel) und Buntheit vermitteln.

Die unwillkürliche Fähigkeit, Streß abzubauen und die Stimmung zu heben, kann freilich nur voll wirksam werden, wenn man auch die nötige Bereitschaft dazu mitbringt. Die will gewiß auch gelernt sein, doch bietet die Industriegesellschaft mit ihrem hohen Freizeitbudget an sich praktisch allen Gelegenheit dazu. Die Natur ist nur noch für etwa vier Prozent der Erwerbstätigen in Deutschland Arbeitsplatz. Den meisten bietet sie sich also als Freizeit- und Erholungsraum an, den man aufsuchen kann, wie man zu einem Volksfest geht: frei von Leistungsdruck, an wettergünstigen Tagen, bereit, in entspannter Aufmerksamkeit von belastenden Erlebnissen Abstand zu nehmen und freundlichere Gedanken kommen zu lassen.

Der ästhetische Gewinn

Die bewußte ästhetische Wahrnehmung ergänzt und überformt nun als weitere spezifisch menschliche Komponente das nahezu animalische, neurophysiologische Angeregtwerden durch die Natur. Ihre Vorstellungen, Deutungen und Wertungen beeinflussen von der Großhirnrinde aus die in den tieferen Hirnregionen und im Nervensystem ablaufenden unwillkürlichen Reaktionen. Allerdings unterscheidet sich die ästhetische Naturwahrnehmung von der theoretischen, wissenschaftlichen Forschung, wie sie die Physik, die Biologie oder die Naturphilosophie betreiben, da sie nicht nach Wirk- und Sinnzusammenhängen fragt, sondern in verweilender Anschauung wahrnimmt, was uns vom sinnlichen Eindruck her schön, häßlich, zart oder gewaltig erscheint. Erst recht unterscheidet sie sich von der technisch-wirtschaftlichen Einstellung, die die Kräfte der Natur praktisch nutzen will. Mit der ästhetischen Naturwahrnehmung befaßt sich sowohl die psychologische als auch die philosophische Ästhetik. Sie kann aus verschiede-

nen Einstellungen bestehen, die sich nach der phänomenologisch gewonnenen Unterscheidung des Philosophen Martin Seel¹¹ charakterisieren lassen als sinnorientiert („kontemplativ“), gefühls- und wertorientiert („korrespondiv“) und kunst- und phantasieorientiert („imaginativ“). Dabei sollte man diese begriffliche Einteilung durch psychologische Gesichtspunkte ergänzen, von denen sie, fach- und methodenbedingt, abstrahiert.

Die kontemplative Einstellung

In „kontemplativer“ Einstellung, so kann man mit M. Seel festhalten, begegnen wir der Natur dann, wenn wir einen Einzelgegenstand oder eine Landschaft als Anregung für die Sinne wahrnehmen: pflichtfrei, absichtslos und (verhältnismäßig) affektlos. Ohne irgend etwas wissenschaftlich einordnen oder praktisch verwenden zu müssen, ohne es ausdrücklich symbolisch mit unseren Wünschen zu verbinden und ohne sich – wie beim Essen, Museumsbesuch oder Bergsteigen – auf einen bestimmten Gegenstand konzentrieren zu müssen, läßt man seine Sinne von dem gefangennehmen, was sich gerade anbietet: Licht, Farben, visuelle Muster, Geräusche, Luft oder Düfte. Naturgegenstände, meint M. Seel, gewähren uns dieses Vergnügen freier Aufmerksamkeit eher als die Zivilisation, weil wir ihre sinnlichen Qualitäten unmittelbar wahrnehmen, während wir bei Straßen, Häusern oder Schaufensterauslagen immer von den praktischen Zwecken absehen müssen, an die sie uns zunächst erinnern, wobei wir auch einer vorgegebenen Blickrichtung folgen müssen. Zur herausragenden Rolle des Sehens verweist er auf die Analyse von Hans Jonas, der zufolge der Gesichtssinn verschiedene Dinge simultan erfaßt, es dem Betrachter aber freistellt, in welchem Maß er sie beachten und welche räumliche und emotionale Distanz er zu ihnen wählen will¹².

Dem wäre psychologischerseits hinzuzufügen, daß unser Auge 200 bis 250 Farbtöne unterscheiden kann, von der Formenvielfalt nicht zu reden. Das spontane Bemerken und selektiv-freie Beachten von Unterschieden kann aber eine Anregung auf optimalem Erregungsniveau bewirken – oder auch eine Steigerung bis zur Faszination. Man denke nur an die Verzauberung, die der Kulturanthropologe Claude Lévi-Strauss angesichts der Sonnenuntergänge auf dem Atlantik erlebte und die er Abend für Abend in seinem Notizbuch zu beschreiben versuchte¹³.

Wichtig sind aber auch die Ergebnisse der seit den 70er Jahren von der Bewegung für Landschaftspflege angestoßenen Untersuchungen zur Präferenz (szenischen Schönheit, visuellen Attraktivität) von unspektakulären Wander- und Erholungsgebieten in den USA (siehe A. 6). Trotz individueller Unterschiede beobachtete man bei Angehörigen verschiedener Nationalitäten ein hohes Maß an Übereinstimmung, wenn man ihnen Landschaftsfotos oder -dias zeigte, und zwar

in folgendem Sinn: Als schön empfinden die meisten parkähnliche Landschaften mit überschaubarem ebenem Grund, der jedoch Abwechslung bietet durch Einzelbäume oder Baumgruppen. Ihre Komplexität, das heißt die Zahl der einander unähnlichen Elemente in einer Szene, soll mittel bis hoch, aber nicht zu hoch sein. Ein Fokus und Blickfang soll wohl den umherschweifenden Blickbewegungen als Ausgangspunkt dienen. Durchblicke lassen offensichtlich willkommene Tiefe und Weite erleben, während undurchdringliche Sichtsperrn abweisend wirken. Enttäuschen sie den Erkundungsdrang, lassen sie verborgene Gefahren ahnen, blockieren sie den Fluchtweg oder schränken sie – noch allgemeiner – die Bewegungsfreiheit ein? Abbiegungen beim Durchblick durch ein Tal, über einen Fluß oder einen Weg wirken wie ein „Informationsversprechen“ (R. und S. Kaplan) und verleihen der Landschaft etwas Geheimnisvolles („mystery“). Wasser, sofern es nicht verschmutzt oder vom Sturm aufgewühlt ist, wird äußerst positiv bewertet. Ob als Blickfang, als ein Eindruck von Tiefe und Weite oder als Symbol (wofür?), das ist schwer auszumachen. Die Autoren versuchen die festgestellten Vorlieben einerseits kognitiv als Befriedigung des Neugiermotivs und andererseits stärker emotional als Geborgenheitserlebnis zu deuten. Damit geht diese Art der Naturbegegnung über in die folgende.

Die korresponsive und imaginative Einstellung

Mehr emotional und wertend begegne ich der Natur, wenn ich sie in physiognomischer, klimatischer, historischer oder stimmungshafter Hinsicht schön finde, „weil sie mit meinen Lebensinteressen zuvorkommend korrespondiert“, wenn ich sie „als Ausdruck und Teil der durch sie eröffneten Möglichkeit guten Lebens“ wahrnehme (M. Seel, 90). Dies schließt also auch die bewußte Erfahrung der psychosomatischen Wirkung ein. Freundlich oder abweisend, graziös oder plump, lieblich oder majestätisch, kann ein Stück Natur zum Ausdruck und Symbol eines wichtigen menschlichen Wertes bzw. dessen Gegenteils werden. Wenn Natur das ist, was uns gegenüber eigenständig ist, nicht von uns gemacht und damit anders als die seelisch-geistige Innenwelt des Menschen, anders auch als seine Zivilisation, so lädt dieses Andersartige nun zu einem emotionalen und symbolischen Austausch ein, auch wenn wir es nicht animistisch für ein Subjekt mit Geist und Gefühl halten. Dieser Austausch kann ungemein bereichern. Krankenhauspatienten verbinden – wie Gespräche gezeigt haben – die Vitalität der Pflanzen im Garten mit der eigenen Vitalität. Könnte nach diesem Modell das besonders Ansprechende mancher Naturerscheinungen nicht darauf beruhen, daß sie uns sowohl psychosomatisch als auch kontemplativ, als auch symbolisch anregen?

Andeutungsweise in diesem Sinn: Die Vegetation nicht nur als Quelle wohldozierten Lichts und abwechslungsreicher Formen, sondern auch als Sinnbild viel-

fältigen, kraftvollen Lebens, oft optimistisch verstärkt durch das Aufstrebende von Hochstauden und Bäumen. Wasser als „munterer“ Bach ein Bild der Lebendigkeit, als Strom aber ein Gleichnis nie versiegender Lebensfülle und als stiller See ein Zeichen der Heiterkeit. Die Tiefe und Weite einer Landschaft nicht nur eine Beruhigung der Kampf- und Fluchtbereitschaft, nicht nur grenzenloses Feld für den kontemplativen Blick, sondern auch imaginative Möglichkeit, sich wie Bodenwellen, Hügelketten oder Baumraine seitwärts und vorwärts bewegen zu können und damit Entfaltungsraum und Freiheit, beim Höhenblick auch mit der Vorstellung des Fliegenkönnens. Ähnlich das Licht, die Sonne, das Gebirgsmassiv, das Meer, die Nachtigall oder die Rose. Sie alle können eine Skala von Gefühlen auslösen, die mehr umfaßt, als die in der philosophischen Naturästhetik üblichen Sammelbegriffe des Schönen und Erhabenen vermuten lassen.

Wenn wir uns von der Natur etwas sagen lassen, deuten wir Gestalt- und Raumeindrücke anthropomorph und expressiv von den Erfahrungen und Ausdrucksbewegungen des eigenen Körpers aus, während wir Licht- und Farbwahrnehmungen entsprechend ihren neurophysiologischen Wirkungen verstehen (als Freude usw.). Am konsequentesten lehren uns dies die Landschaftsmalerei¹⁴ und die Naturlyrik¹⁵, die auf die Schilderung historischer und gesellschaftlicher Ereignisse verzichten, um einzig die Natur sprechen zu lassen. Wenn nun visuelle Reize und Geräusche der Natur Reminiszenzen an Kunstwerke wachrufen oder zum künstlerischen Improvisieren anregen – wohl nur eine Angelegenheit von ausgesprochenen Kunstfreunden –, so spricht M. Seel von einer „imaginativen“ Einstellung. Sie läßt sich größtenteils auf die korresponsive zurückführen und soll nicht näher erörtert werden.

Gibt es eine „Sprache der Natur“?

Während die Kunstreligion eines Charles Baudelaire oder Oscar Wilde die unentbehrliche deutende Aktivität des Menschen so überbetonte, daß sie die Natur für teilnahmslos und die künstlerische Phantasie für die einzige Quelle von Sinn hielt, und während G. W. F. Hegel¹⁶ jedes Kunstwerk und jeden „schlechten Einfall“ höher (weil dem Ideal und Begriff näher) als jedes Naturprodukt einschätzte, nahm Theodor W. Adorno wieder eine Beredtheit und „Sprache der Natur“, ja auch eine „Sprache der Schöpfung“ mit eigener Objektivität an, die die Kunst nur artikuliert¹⁷. Diese Artikulationsbemühungen zeigen sich für ihn besonders deutlich in der nichtnaturalistischen Kunst, die keine einzelnen Naturerscheinungen kopiert („nachahmt“), sondern um die grundlegende Eigenart der Sprache der Natur, das Nichtworthafte, „Stumme“, weiß und es anzudeuten und zum Sprechen zu bringen versucht. Damit stellte sich Adorno nicht nur in die von ihm umgewandelte Tradition der Romantik, sondern übernahm auch eine

Metapher, die, vorbereitet durch die Psalmen (siehe Ps 19), seit Augustinus auf das „Buch der Natur“ verwies und damit sagen wollte, daß sich Gott in zwei Offenbarungen und Büchern mitteilt, im Buch der Natur und im Buch der Bibel, im staunenden Wissen und im Glauben¹⁸.

Diese Auffassung widerspricht auch Immanuel Kant, der das Erleben des Schönen und Erhabenen in der Natur für völlig subjektive ästhetische Urteile ohne objektive metaphysische Geltung (aber mit willkommener Vorbereitungsfunktion für das verwandte moralische Empfinden) hielt¹⁹. Anders Adorno: „Ein qualitativ Unterscheidendes am Schönen der Natur ist, wenn irgendwo, zu suchen in dem Grad, in dem ein nicht von Menschen Gemachtes spricht, ihrem Ausdruck“ (110f.). Zwar sieht Adorno die Sprache der Natur einseitig utopisch als Verheißung von Glück („die Würde der Natur ist die eines noch nicht Seienden“) und wendet darum den Blick zu schnell und schmerzbewegt von der gegenwärtigen Sinnerfahrung ab, doch weist er plausibel die Ansicht zurück, alle ästhetische Naturwahrnehmung sei nur Projektion: „Ohne Rezeptivität wäre kein solcher objektiver Ausdruck, aber er reduziert sich nicht aufs Subjekt; das Naturschöne deutet auf den Vorrang des Objekts in der subjektiven Erfahrung“ (111). Auch wenn es sich nicht streng beweisen lasse, sei die Verheißung eines strahlenden Tages in südlicher Sonne, „nicht sei alles verloren, alles könne gut werden“, mehr als „bloß der trügerische Zuspruch, den Sehnsucht sich zurückspiegelt“ (115). Gewiß, doch ist ein schöner Tag – was Adorno nicht erwähnt – nicht bereits ein Stück Glück, das durch nichts mehr ungültig gemacht werden kann?

Für eine positiv ergänzte Theorie im Sinn Adornos spricht sowohl die Eindeutigkeit als auch die Glaubwürdigkeit der Sprache der Natur. Wenn Vincent van Gogh seine Malerei als schwer zu entziffernde Schnellschrift und Paul Cézanne als Realisierung einer Harmonie parallel zur Natur bezeichnet haben, deuten sie Verstehensunsicherheiten, ja mögliche Fehldeutungen an, die daher rühren, daß man das Anders- und Eigenartige der Ausdruckswelt der Natur verkennt. Man kann sie beispielsweise unangemessen idyllisieren und verniedlichen, als ob es kein Arbeitenmüssen, keinen Tod, keine Häßlichkeit und weder Angst noch Staunen vor ihrer Übermacht gäbe. Man kann sie pädagogisieren, wo sie zwar Beispiel körperlicher Vitalität, nicht aber moralischer Rücksichtnahme auf die Lebensrechte der Schwachen ist. Ihre Sprache mag manchmal vieldeutig sein, so daß Georg Trakl im Herbst einmal „frohen Mut“ und ein andermal einen „Hauch von Verfall“ spürt (was jedoch angesichts einer blühenden Frühlingslandschaft nicht möglich wäre). Ihre Deutung hängt auch von der persönlichen und kulturellen Vorprägung und Erwartung ab, vor allem die Intensität des Naturerlebens; man denke nur an den Kult der Empfindsamkeit bei J. J. Rousseau, S. Geßner und vielen Romantikern.

Trotzdem ist die Sprache der Natur kein Produkt subjektiver Willkür, solange nicht psychische Störungen im Spiel sind. Über ihre Bedeutung sind sich die

Menschen in hohem Maß einig, weil diese in der Wirkung auf ihr leibseelisches Befinden und in der Ähnlichkeit mit körpergebundenen Entfaltungswerten (Vitalität, Freiheit) wurzelt. Im Unterschied zur Wortsprache und zum Kunstwerk entspringt sie keinen Mitteilungsabsichten, die erst noch auf ihre Übereinstimmung mit den Taten zu prüfen wären, sondern ist eine Sprache der Taten, der Wirkbeziehung zu uns. Sie ist nicht von Menschen gemacht, sondern nur gedeutet. Das verleiht ihr eine eigene Überzeugungskraft.

Für M. Seel, der erklärtermaßen eine „nachmetaphysische“ Naturästhetik anstrebt, ist Adornos Auffassung ein „Rückfall“ in die klassische Nachahmungstheorie und Metaphysik. Er selbst beschränkt die Beredtheit der Natur auf die von uns so empfundene und „affektiv erschlossene Lebens- und Erlebnismöglichkeit in und mit der Natur“ (119) und wendet sich entschieden gegen die Vorstellung, die Natur wolle uns mit einer eigenen, zeitlosen Mitteilungsintention eine sinnhafte Ordnung offenbaren. Ihr teleologisches Sein müsse nicht mit ihrem semiotischen zusammen gedacht werden. Die ästhetische Erfahrung sinnhafter Korrespondenz vollziehe sich nicht notwendigerweise als Verstehen, und metaphysische Theorien (etwa auch die von Ernst Bloch) ließen den Unterschied zur (naturphilosophischen und religiösen) theoretischen Betrachtung verschwimmen. „Nur ein profaner, jenseits positiver wie negativer Metaphysik gehaltener Begriff der Korrespondenz ... kann als Grundbegriff aller ästhetischen Korrespondenzerfahrung dienen“ (124). Ist dies noch ohne weiteres einsichtig, so wirkt die folgende Aussage wie ein Metaphysikverbot: „Es ist der Sinn der modernen ästhetischen Naturerfahrung, sich mit etwas zu konfrontieren, das in wesentlicher Hinsicht keiner Intention entsprungen ist. Die Natur selbst hat keinen Sinn: deswegen hat es für uns Sinn, ihr die Zeit ästhetischer Betrachtung zu widmen“ (189).

Intuitionen ohne Metaphysikverbot

Gewiß ist Joachim Ritters Ansicht nicht zu halten, das Landschaftserleben sei nur möglich, wenn man in einem Stück Natur den Schein des Kosmos und des Göttlichen sehe²⁰. Das Vernehmen der Sprache der Natur „muß“ auch nicht, wie die im 17. und 18. Jahrhundert verbreitete physikotheologische Literatur, aus der Zweckdienlichkeit der Natur auf die Schönheit der Schöpfung und auf die Weisheit ihres Urhebers schließen lassen. Ästhetische Naturerfahrung ist mehrdimensional: Sie kann beim Genuß der Sinne und dem Spiel profaner Einfälle stehenbleiben, oft auch beim religiösen Menschen, aber sie kann auch Metaphysisches und Religiöses miterfahren. Wer etwa den biblischen Schöpfungsglauben verinnerlicht hat, wird in der menschenfreundlichen und schönen Natur, ganz ohne Animismus und Als-ob, eine Intention und Sprache erkennen. Dies kann ihn eine Bereicherung erleben lassen, der gegenüber ihm eine strikt profane Naturwahr-

nehmung wie eine Banalisierung der Welt vorkommen mag, gradeso wie die nihilistische Voreingenommenheit des Antoine Roquentin in Jean-Paul Sartres Roman „Der Ekel“. Er hat mehrmals den Eindruck, der Garten lächle ihm zu, wolle etwas besagen und erwarte etwas – „es glich einem Blick“. Doch der zur Freiheit in Absurdität Entschlossene kann den „kleinen Sinn“ der Dinge, der über sie hinausging, nicht verstehen.

Es mag theorielastige Naturbetrachtungen und metaphysisch überfrachtete Poesie geben („Schläft ein Lied in allen Dingen“). Doch es wäre falsch, die religiöse Miterfahrung nicht als ästhetische Wahrnehmung anzuerkennen, weil diese angeblich „keinen Begriff voraussetzt“ (I. Kant), sondern unmittelbar mit der Sinneswahrnehmung verbunden ist. Für die heutige Emotionspsychologie sind an jedem Gefühl auch kognitive Prozesse (zumal Bewertungen) beteiligt. Darum können sich weltanschauliche Grundeinstellungen, die durch „theoretische“ Überlegung und bewußten Gottesdienst verinnerlicht wurden, intuitiv und damit genuin ästhetisch veranschaulichen.

Eine fundamentale religiöse Intuition ist das dankbare Staunen. Wenn Adalbert Stifter mitten in seiner Schilderung des Meeres bei Optschina ausruft: „Wie groß ist Gott, wie herrlich ist seine Welt!“ verallgemeinert er einerseits eine beglückende Einzelerfahrung und verdichtet sie zur Chiffre aller begeisternden Erlebnisse. Andererseits wird ihm in dankbarem Staunen die Überzeugung bewußt, daß sich die bewunderte Naturerscheinung und mit ihr alles Bewundernswerte einem transzendenten Ursprung verdanken, der bewundernswerter ist als alles: „groß“. Das psychosomatisch und ästhetisch Anregende, das einem die nicht von Menschen gemachte Natur in einer von Pflichten freien Erholungszeit gewährt, läßt einen den Geschenkcharakter des Lebens unmittelbarer erfahren als die Leistungen und Annehmlichkeiten der Zivilisation, die man spontan menschlichen Anstrengungen zuschreibt. Auch das nüchterne Ja zum Sinn der Natur und unseres Lebens in ihr kann uns intuitiv bewußt werden. Wenn für uns – ähnlich wie für T. W. Adorno – die Harmonie eines sonnigen Tages zur ermutigenden Chiffre wird, müssen wir uns zuvor positiv mit dem Leid in der Welt auseinandergesetzt haben. Vielleicht werten wir das Schöne – teleologisch – als den ästhetischen Teil und damit als Realsymbol der Menschenfreundlichkeit, die uns die Natur trotz aller Katastrophen zeigt. Wenn uns dies nicht gelang, so empfinden wir das Naturschöne unter Umständen als Hohn. Wie Günter Eich, der in seinem späten Gedicht „Abschied vom Mond“ diesem Gestirn „Verschönerung“ des Elends vorwirft und ihm seinen Haß bezeugt.

Intuitive und theoretische Religiosität im Naturerleben lassen sich unterscheiden, aber nicht trennen. Die christliche Spiritualität²¹ könnte daraus lernen, daß der Hinweis auf die Gegenwart Gottes in jedem Geschöpf zwar grundlegend ist, aber abstrakt und deduzierend bleibt, wenn er nicht ergänzt wird durch die Ermutigung, entsprechend der persönlichen Sensibilität auf die konkreten Naturer-

lebnisse zu achten, in denen sich diese Überzeugung intuitiv veranschaulichen und kristallisieren mag. Die animierenden Aussagen der Überlieferung, die Natur sei ein Buch (Paracelsus: „So bleibt Gott in allen Dingen der oberste Skribent, der erste, der höchste, und unser aller Text“) und die Geschöpfe seien Spuren, Zeichen, Abbilder, Symbole und Gleichnisse des unsichtbaren Schöpfers, sollten nicht zum Suchen von möglichst vielen einzelnen Analogien verleiten, als ob zu fragen wäre, wofür die Tulpe, das Gebirge, der Baum usw. ein Sinnbild ist. Schon Bonaventuras „Itinerarium mentis in Deum“ setzte klugerweise recht allgemein bei der Ausdehnung, der Masse, der Vielheit und der Schönheit der Dinge an und erkannte darin allemal Hinweise auf die Unermeßlichkeit der drei Attribute Gottes: der Macht, der Weisheit und der Güte, und diese sind stets als Einheit zu verstehen. Bei aller Vielfalt des Naturerlebens ist in religiöser Hinsicht etwas Einfaches entscheidend: das dankbare Staunen, daß eine lebensfähige und darüber hinaus anziehende Welt ist und nicht vielmehr nicht ist. „Ehre sei Gott für gesprenkelte Dinge – Alle Dinge verquer, ureigen, selten, wunderlich; / Was immer veränderlich ist, scheckig (wer weiß wie?) / Mit schnell, langsam; süß, sauer; blitzend, trüb; / Was er hervorzeugt, dessen Schönheit wandellos: / Preis ihm“ (G. M. Hopkins)²².

Christliche Naturbetrachtung verklärt Leid und Vernichtung nicht; sie tragierte sie aber auch nicht, sondern liebt die Erde als bedrohte, vorläufige Heimat. Daß der Schöpfer unserem Schmerz nicht gleichgültig gegenübersteht und daß er uns über den Tod hinaus in einem (bildlich) neuen Himmel und einer neuen Erde seine Zuwendung schenken will, liest sie nicht im Buch der Natur, sondern im Buch von seiner Selbstoffenbarung. Für den Christen hat das Naturerleben seinen Eigenwert, rechtfertigt aber keinen Dauerrückzug ins Private, sondern will auch zur Mitarbeit an der „Gottesherrschaft“ bereitmachen, zum Teilen und Erfahrungsbarmachen von Gottes Ja. Gerade der Schöpfungsglaube kann – ohne gewaltsame, esoterische Sakralisierung und „Wiederverzauberung“ der Welt – das einzelne Vergängliche ernst nehmen als Werk und Botschaft des Unvergänglichen. Sein dankbares Staunen wirkt der Verkürzung des ausschließlich wissenschaftlich-technischen Denkens, der emotionalen Verarmung bloßen Konsumierens (auch der Natur) und der Sinnentleerung systematischer Skepsis entgegen. Das belegt eine Wolke von Zeugen und Zeugnissen, von den Psalmen (besonders Ps 19 und 104), dem Buch Sirach (42, 15–43, 33), dem Lobgesang der drei jungen Männer (Dan 3, 51–90) über Hildegard von Bingen, Franz von Assisi, Bonaventura, Paul Gerhardt („Geh aus, mein Herz, und suche Freud“), Friedrich Spee („Lob Gottes aus Beschreibung der fröhlichen Sommerzeit“) und Jakob Böhme bis zu Caspar David Friedrich, Paul Cézanne (für den die Natur das Schauspiel war, das Gott vor unseren Augen ausbreitet), Gerard M. Hopkins und Fridolin Stier. Hat jemand intensiver als sie die Natur als „Fest der ungebundenen Sinne“ (M. Seel) empfunden?²³

ANMERKUNGEN

- ¹ B. Brecht, Ges. Werke, Bd. 9 (Frankfurt 1968) 723.
- ² W. H. Fritz, Schwierige Überfahrt. Gedichte (Hamburg 1976) 64.
- ³ A. Fischer, Jugendliche u. Erwachsene '85, Bd. 2 (Opladen 1985) 12.
- ⁴ Allensbach-Umfrage in: *natur* (Mai 1992) 31–33.
- ⁵ G. Tonelli, C. Hufnagel, Naturschönheit/Kunstschönheit, in: HWP 6, 623–633; M. Seel, Eine Ästhetik d. Natur (Frankfurt 1991).
- ⁶ Überblick: Behavior and the natural environment, hg. v. I. Altman, J. F. Wohlwill (New York 1983); R. Knopf, Human behavior, cognition, and affect in the natural environment, in: Handbook of environmental psychology, hg. v. D. Stokols, I. Altman, Bd. 1 (New York 1987) 783–825.
- ⁷ R. S. Ulrich, Aesthetic and emotional influences of vegetation (Uppsala 1985), zit. n. U. Gebhard, Erfahrung von Natur u. seelische Gesundheit, in: Mensch – Natur, hg. v. H.-J. Seel, R. Sichler, B. Fischerlehner (Opladen 1993) 127–147.
- ⁸ Zus.fassend: R. S. Ulrich, Aesthetic and affective response to natural environment, in: Altman, Wohlwill (A. 6) 85–125; R. S. Ulrich u.a., Stress recovery during exposure to natural and urban environments, in: J. of Environmental Psychol. 11 (1991) 201–230.
- ⁹ R. Parsons, The potential influences of environmental perception on human health, ebd. 1–23.
- ¹⁰ M. Terman, J. B. W. Williams, J. S. Terman, Light therapy for winter depression: A clinician's guide (Sarasota 1991); N. E. Rosenthal, T. A. Wehr, Towards understanding the mechanism of action of light in seasonal affective disorder, in: Pharmacopsychiatry 25 (1992) 56–60; M. L. Rao u.a., The influence of phototherapy on serotonin and melatonin in non-seasonal depression, ebd. 23 (1990) 155–158.
- ¹¹ M. Seel, Eine Ästhetik d. Natur (Frankfurt 1991).
- ¹² H. Jonas, Der Adel d. Sehens, in: ders., Organismus u. Freiheit (Göttingen 1973) 198–225.
- ¹³ Vgl. die berühmten S. in C. Lévi-Strauss, Traurige Tropen (Frankfurt 1979) 55–62.
- ¹⁴ H. Holländer, Weltentwürfe neuzeitl. Landschaftsmalerei, in: Das Naturbild d. Menschen, hg. v. J. Zimmermann (München 1982) 183–224; E. Steingraber, Zweitausend Jahre europ. Landschaftsmalerei (München 1985); die Beitr. v. M. E. Blanchard, G. Boehm und M. Christadler in: Landschaft, hg. v. M. Smuda (Frankfurt 1986).
- ¹⁵ H.-J. Heise, Natur als Erlebnisraum d. Dichtung (Düsseldorf 1981); S. Volckmann, Zeit d. Kirschen? (Meisenheim 1982); J. Haupt, Natur u. Lyrik (Stuttgart 1983); W. Herles, Der Beziehungswandel zw. Mensch u. Natur im Spiegel d. dt. Lit. seit 1945 (Stuttgart 1982).
- ¹⁶ G. W. F. Hegel, Vorlesungen über d. Ästhetik I. Theorie Werkausg. (Frankfurt 1970) 14, 49.
- ¹⁷ T. W. Adorno, Ästhetische Theorie (Frankfurt 1970) 110–122.
- ¹⁸ H. M. Nobis, Buch d. Natur, in: HWP 1, 957–959; H. Böhme, Natur u. Subjekt (Frankfurt 1988) 38–66; G. Böhme, Für eine ökolog. Naturästhetik (Frankfurt 1989) 121–138.
- ¹⁹ I. Kant, Kritik d. Urteilskraft. I. Teil: Einl. VII; § 6, § 9, § 24, § 26.
- ²⁰ J. Ritter, Subjektivität (Frankfurt) 141–163; 172–190. Dazu krit.: M. Seel (A. 11) 225–230; R. Groh, D. Groh, Weltbild u. Naturaneignung (Frankfurt 1991) 97–108.
- ²¹ H. Kessler, Das Stöhnen d. Natur (Düsseldorf 1990) 72–110; H.-J. Werner, Eins mit d. Natur (München 1986); R. Schulte, Natur als (Auf-)Gabe, in: Natur als Gegenstand d. Wiss., hg. v. L. Honnfelder (Freiburg 1992) 191–227.
- ²² G. M. Hopkins, Gedichte. Schr. Briefe (München 1954) 67.
- ²³ Darum ist es absurd, wenn R. Groh u. D. Groh (A. 20; 107, 109), ausgehend v. Petrarca, von einem „chr. Verbot der Bewunderung der äußeren Natur“ sprechen. Die beiden Augustinustexte, auf die sie sich berufen (Conf. X, 8, 15; De Civ. XXII, 24), beweisen eher das Gegenteil, und die erwähnten Bibeltexte waren durch die Jhh. Bestandteil des chr. Gottesdienstes.